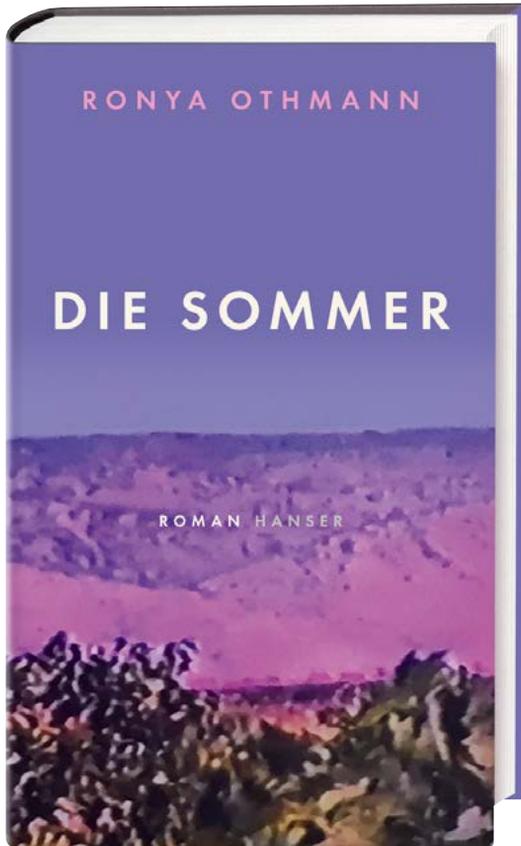


Leseprobe aus:

**Ronya Othmann**  
**Die Sommer**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2020

**HANSER**





RONYA OTHMANN

# DIE SOMMER

Roman

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26760-2

© Ronya Othmann

© 2020 Carl Hanser Verlag München GmbH & Co. KG, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch  
die Literarische Agentur Michael Gaeb

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Ronya Othmann

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C014496**

Ji bo bavê min, ji bo malbata min, ji bi xwişkên min.  
Berxwedan jiyane.



**AN DER HAUPTSTRASSE** gab es ein Schild, auf dem in abgeplätzten Buchstaben ein Name stand: Tel Khatoun. Das Schild stand schief, vielleicht vom Wind. Nur wenige Meter hinter ihm zweigte ein schmaler Schotterweg von der Hauptstraße ab. Er führte an Gartenzäunen entlang in das Dorf. Das Dorf hatte früher einen anderen Namen gehabt. Es hieß erst Tel Khatoun, seit auch alle anderen Dörfer und Städte in der Gegend neue Namen bekommen hatten.

Es war bloß ein Dorf von vielen Dörfern zwischen Tirbespî und Rmelan. Eines, in das niemand sich einfach so verirrte. Eines, in das man nur kam, wenn man die Menschen kannte, die dort lebten.

Leyla konnte den Weg ins Dorf im Kopf gehen. Vom metallenen Schild Tel Khatouns zehn Schritte bis zur Abzweigung, dann fünfzehn Schritte bis zum Garten der Großeltern, dort dann zwischen dem Garten der Großeltern und dem Garten der Nachbarn dreihundert Schritte auf dem Schotterweg, wo einem meist schon die Hühner entgegenkamen, schließlich links am Brunnen vorbei zum Haus der Großeltern.

Das Haus der Großeltern lag am Anfang des Dorfes. Sein Garten schob sich wie eine lange grüne Zunge in die Landschaft hinein. Ging man an den Olivenbäumen, Orangenbäumen, Beeten und Tabakpflanzen vorbei bis zum hinteren Maschendrahtzaun, konnte man zurück auf die Hauptstraße blicken, von der man gekommen war. Ringsum lagen Felder, und hinter den Feldern erhob sich in der Ferne eine Bergkette, die Grenze zur Türkei.

Hätte Leyla nicht gewusst, was sich an dieser Grenze abgespielt hatte, vielleicht hätte sie die Berge schön gefunden.

Das Haus war aus demselben Lehm wie die Landschaft und hatte auch ihre Farbe. Allerdings war Leyla immer nur in den Sommern im Dorf gewesen. Vom Vater wusste sie, dass das Land im Frühling grün bewachsen war, dass viel mehr Pflanzen blühten, dass die Erde feucht und klumpig war. Das Gras blich erst im Lauf der Sommermonate unter der Sonne aus, die Hitze trocknete die Erde, der Wind trieb immer mehr Staub vor sich her. Jedes Jahr verödete die Landschaft, je weiter die Sommer voranschritten.

Ganze Tage hatte Leyla damit verbracht, auf den dünnen Schaumstoffmatten im Haus zu liegen und an die Decke zu starren. Die Deckenbalken waren dicke Baumstämme, deren Äste abgeschnitten und deren Rinde abgehobelt war. Über ihnen wölbte sich das Stroh. Darüber war das Dach mit einer Schicht Lehm abgedeckt, damit kein Regen einsickerte. Die Fenster waren klein und tief, die Wände dick gegen die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter. Es gab nur zwei schmale Türen. Die eine aus Metall führte zum Hof und zur Straße, die andere aus Holz nach hinten in den Garten.

Um das Haus zu bauen, waren irgendwann vor vielen Jahren alle Männer des Dorfes zusammengekommen. Sie hatten Ziegel aus Lehm gebrannt, sie geschleppt und gestapelt. Drei Tage lang hatten sie gearbeitet, bis das Haus stand.

Im Hof neben dem Haus lebten Hühner, wie in allen Höfen des Dorfes. Überall lag ihr versprenkelter Kot auf dem staubigen Boden. Zwei Hochbetten auf hohen, schmalen Metallfüßen standen dort, das waren die Sommerbetten. Im Winter schliefen sie auf den Schafwollmatratzen und Teppichen drinnen im Haus.

Das Haus war nicht groß, nur zwei Zimmer und ein kleiner

Durchgangsraum. Es gab keine Möbel, nur auf dem Boden Kissen mit Löchern im Bezug und die dünnen Matratzen. Die Wände waren weiß gestrichen, aber die Farbe bröckelte herunter. Unter ihr kam ein Gemisch aus Lehm und Stroh zum Vorschein, das man über die gebrannten Lehmziegel gestrichen hatte. In der Mitte beider Räume hingen große Ventilatoren an der Decke, die sich die Sommer über unablässig drehten.

Zum Hof der Großeltern gehörten kleinere Häuschen, die nicht zum Wohnen da waren. In einem befanden sich Küche und Dusche, in einem anderen die Speisekammer. Eine Hütte war für die Hühner, eine weitere für die Bienen, und irgendwann später in einem Sommer gab es sogar ein Plumpsklo.

Das Dorf war so flach wie die Landschaft, die es umgab. Nur in der Dorfmitte gab es einen Berg, für die Toten. Es war nicht wirklich ein Berg, eher ein kleiner Hügel. Leyla fragte sich oft, ob dieser Hügel von Menschen errichtet worden war oder ob die Menschen sich den Hügel ausgesucht hatten, um rings um ihn herum ihr Dorf zu errichten. Oder aber, ob er langsam angewachsen war, angestiegen durch die Generationen von Toten, die hier im Laufe der Jahrhunderte beerdigt worden waren. Denn auch in anderen Dörfern gab es solche Hügel.

Den Tag, an dem man die Kleider wechselt, nannte die Großmutter das Sterben. Leyla stellte sich immer wieder vor, wie all den Sterbenden Stapel frisch gewaschener Kleidung überreicht wurden, ihr Stoff grob und ihre Farbe wie die von Erde.

Dieser Satz der Großmutter über den Tag, an dem man seine Kleider wechselt, fiel ihr jetzt plötzlich wieder ein, als sie die leere Straße entlangging. Es regnete nicht, aber die Luft war feucht.

An der Haltestelle zeigte die Tafel nur noch fünf Minuten. Außer ihr warteten drei Männer. Der eine saß auf der Bank und

tippte etwas in sein Handy, der andere trug eine orange Warnweste und hielt einen dampfenden Kaffeebecher in der Hand. Der dritte stand einfach nur da, rauchte und sah in die Luft. Sie bewegten nicht einmal den Kopf, als Leyla sich zu ihnen stellte. Die Minuten fielen auf der Anzeigetafel von fünf auf vier, von vier auf drei, von drei auf zwei, von zwei auf eins. Dann kam die Straßenbahn.

Leyla setzte ihren Rucksack wieder auf.

Eine Geschichte, dachte sie, erzählt man immer vom Ende her. Auch wenn man mit dem Anfang beginnt.

1



**JEDEN SOMMER FLOGEN** sie in das Land, in dem der Vater aufgewachsen war. Das Land hatte zwei Namen. Der eine stand auf Landkarten, Globen und offiziellen Papieren.

Den anderen Namen benutzten sie in der Familie.

Beiden Namen konnte man jeweils eine Fläche zuordnen. Legte man die Flächen der beiden Länder übereinander, gab es Überschneidungen.

Das eine Land war Syrien, die Syrische Arabische Republik. Das andere war Kurdistan, ihr Land. Kurdistan lag in der Syrischen Arabischen Republik, reichte aber darüber hinaus. Es hatte keine offiziell anerkannten Grenzen. Der Vater sagte, dass sie die rechtmäßigen Besitzer des Landes waren, dass sie aber trotzdem nur geduldet waren und oft nicht einmal das.

Leyla würde Kurdistan später im Schulatlas suchen, vergeblich. Die Europäer sind daran schuld, sagte der Vater und knackte einen Sonnenblumenkern zwischen seinen Zähnen, genauer gesagt Frankreich und Großbritannien, die es vor hundert Jahren mit Druckbleistift und Lineal am Zeichenbrett unter sich aufgeteilt haben. Seitdem erstreckt sich unser Land über vier Staaten.

Du darfst den Namen des Landes niemandem verraten, sagte der Vater. Wenn dich jemand fragt, wohin wir unterwegs sind, dann sagst du, zu deinen Großeltern.

Die Reise in das Land der Großeltern war lang. Immer mussten sie an mehreren Flughäfen umsteigen. Manchmal hatten sie nur ein paar Stunden Aufenthalt, manchmal einen ganzen Tag oder noch länger. Leyla machte das nichts aus, im Gegenteil,

sie wäre gerne länger an den Flughäfen geblieben. Sie liebte die aufgeräumten, klimatisierten Wartehallen, die Transitbereiche mit den Duty-free-Shops, in denen man teure Parfüms, teures Make-up und teuren Alkohol kaufen konnte, die langen Gänge, durch die täglich hunderte Menschen gingen ohne Spuren zu hinterlassen, aus allen Himmelsrichtungen und in alle Himmelsrichtungen. Leyla liebte, dass sich alle hier gleich fremd waren, das Personal den Passagieren, die Passagiere den anderen Passagieren, in gewisser Weise sogar die Flughäfen ihren Umgebungen. Wenn sie dann endlich ankamen und aus dem Flugzeug stiegen und ihnen ein heißer Wind entgegenblies – wie sehr liebte Leyla diesen Moment. Sie blieb jedes Mal für ein paar Sekunden auf der Gangway stehen, atmete tief ein und sah hinaus in die Landschaft. Sie wäre dort oben auch länger geblieben, hätten die Passagiere hinter ihr nicht gedrängt und hätte die Mutter sie nicht am Arm gepackt und weitergezogen.

Die Palmen hinter der Landebahn, die trockene Erde. Die große Glasfront mit den Sternornamenten, der glatte Fliesenboden. Die lebensgroßen, in Gold gerahmten Porträts des Präsidenten und des Präsidentenvaters, war das in Aleppo oder in Damaskus gewesen, sie wusste es nicht mehr. Heute gab es dort nur noch Inlandsflüge, wenn überhaupt, sie hatten ja auch auf den Flugplätzen gekämpft. Militärflugzeuge waren dort gestartet und gelandet, sie hatte die Bilder im Fernsehen gesehen, sie wollte nicht an sie denken. Davon war damals nichts zu ahnen gewesen, als sie in allen Sommerferien zu ihren Großeltern reiste. Oder doch? Ihr fielen die Männer dort an den Flughäfen ein, alle beim Geheimdienst, wie der Vater sagte, mit ihren Bundfaltenhosen, den gebügelten Hemden, den nach hinten gekämmten Haaren. Der Vater bestach sie, damit sie aufhörten, Fragen zu stellen, und sie passieren ließen. Damals hatte sie nicht verstanden, warum der Vater

den Männern wortlos Whiskyflaschen über den Tisch schob, ihnen Feuerzeuge und Taschenlampen zusteckte. Die Beamten erwarteten das wie eine Bezahlung, als eine Gebühr, die weder mündlich eingefordert wurde noch schriftlich festgehalten war, von der aber jeder wusste, dass man sie zu zahlen hatte, um durchgelassen zu werden. Damit sie keine Probleme machen, wie der Vater dazu sagte.

Leyla beachtete die Schikanen der Beamten und die Bestechungsgeschenke des Vaters nie groß. Die Beamten und er sprachen Arabisch miteinander, und Leyla verstand kein Arabisch. Sie war beschäftigt damit, ihr neues Kleid zurechtzupfen und in ihren schwarzen Lackschühchen mit den weißen Schleifen über die glänzenden Fliesen zu springen. Wer die Fugen berührte, war tot, ihr Spiel, das sie unterwegs immer spielte, ungeduldig, dass es weiterging.

Mit den neuen Lackschühchen, mit den weißen Strümpfen mit dem Tüllbesatz, mit dem neuen Kleid mit seinem schwingendem Saum, seinen weißen Punkten und dem Spitzenkragen kam sich Leyla vor wie eine Prinzessin, zu schön für den Staub im Dorf. Kamen sie an, schickte die Großmutter sie als Erstes zum Umziehen, bevor sie mit den Cousins spielen durfte.

Der Vater hatte ihr das Kleid gekauft, in Qamishlo. Am liebsten ging Leyla mit ihm oder mit der Tante einkaufen. Die Mutter hätte ihr ein solches Kleid nie gekauft. Sie hätte gesagt, was willst du damit, das ist aus Plastik. Das wird sofort dreckig. Das hält nicht warm. Darin schwitzt du nur. Das ist unpraktisch. Für die Mutter mussten die Dinge immer praktisch sein. Das hatte auch mit ihrem Beruf zu tun, die Mutter war Krankenschwester. Und im Krankenhaus war alles praktisch, von der Arbeitskleidung, den Betten und den Handdesinfektionsmitteln bis zum Gebäude. Praktisch stand auf derselben Stufe wie vernünftig. Ob etwas

praktisch war, zählte viel mehr, als ob es schön war. Aber was die Mutter praktisch fand, fand Leyla hässlich. Das schloss sich aus, fand sie. Entweder man fror oder man schwitzte, entweder man konnte sich bewegen oder man war schön. Alles zugleich ging nicht.

Weder in der Familie der Mutter noch in der Familie des Vaters war irgendwer schön. In der Familie der Mutter, der Schwarzwaldfamilie, waren es vielleicht gerade noch so die Urgroßmutter und ihre Schwestern gewesen, als sie junge Frauen waren. Leyla betrachtete die alten Sepiafotografien von ihnen gerne. Wäscherinnen waren die Schwestern gewesen und hohlwangig, mit fiebrigem Glanz in den Augen und schwachem Lächeln auf den Lippen.

Sie selbst stand oft vor dem Spiegel im Badezimmer und versuchte, dieses Lächeln nachzuahmen. Doch wie sie sich auch bemühte, es wurde eine Grimasse.

Nach dem letzten Krieg in Deutschland hatte man in der Familie der Mutter viel gegessen, es waren die fünfziger und sechziger Jahre gewesen. In der Küche von Leylas Eltern gab es ein Kochbuch, das die Schwarzwaldgroßmutter der Mutter zur Hochzeit geschenkt hatte, Leyla konnte sich nicht erinnern, dass die Mutter jemals daraus gekocht hatte. In der ordentlichen Handschrift der Schwarzwaldgroßmutter standen in dem grünen linierten Buch *Meine Lieblingsrezepte*: Maultaschen, Schupfnudeln und Sülze. Landjäger, kalte Platte, Ochsenbrust in Meerrettichsoße. Vanillecken, Pfannkuchen, Pudding.

Die Fettleibigkeit war man in der Familie der Mutter nicht mehr losgeworden. Im Alter litten ihre Verwandten an Diabetes, starben an Herzinfarkten oder Schlaganfällen. Waren sie jünger, versuchten sie eine Diät nach der anderen, gaben dann schließ-

lich auf und kauften nur noch weite Kleidung. Die Mutter war eine Ausnahme, sie hatte mit den Traditionen ihrer Familie gebrochen. Schön war sie trotzdem nicht, fand Leyla. Immer hatte sie denselben zweckmäßigen Haarschnitt, benutzte niemals Make-up oder Nagellack, trug im Krankenhaus ihre weißen Kittel und zu Hause ähnlich praktische Kleidung, bloß in Farbe.

In der Familie des Vaters arbeiteten alle auf dem Feld, und in Deutschland dann auf dem Bau, oder, wenn sie vorangekommen waren, in eigenen Dönerbuden. Die Verwandten des Vaters hatten rissige Hände, krumme Rücken, verhärmtete Gesichtszüge. Sie rauchten fast ausnahmslos, rauchten zu Hause, rauchten auf dem Weg zur Arbeit, rauchten in allen Arbeitspausen. Ihre Körper waren ihr Werkzeug, das bald schon Spuren von Abnutzung und Verschleiß trug. Sie stemmten ihre Hände in die Hüften, rieben sich mit den Fäusten die Schultern, sagten, mir tut der Rücken weh. Vom vielen Stehen schmerzten ununterbrochen ihre Füße.

Schlimmer waren die Arbeitsunfälle. Oder das, was Onkel Nûrî passierte, und das in der Familie des Vaters immer wieder erzählt wurde, sobald von Arbeit die Rede war. Damals arbeitete Onkel Nûrî im Straßenbau. Eine Knochenarbeit, sagte der Vater dazu. Es war Herbst, der Onkel erkältete sich. Eine harmlose Erkältung, er dachte, es werde schon vorübergehen. Aber die Erkältung blieb.

Morgen gehe ich zum Arzt, sagte der Onkel zu seiner Frau. Und am nächsten Tag wieder, morgen gehe ich wirklich zum Arzt. Aber statt zum Arzt ging der Onkel immer weiter zur Arbeit.

Irgendwann fuhren die Eltern mit Leyla nach Hannover und besuchten Onkel Nûrî im Krankenhaus. Da lag er schon im Koma. Eine Erkältung, sagten die Ärzte. Eine Erkältung, die der Onkel so lange verschleppt hatte, bis sie in den Kopf gewandert und eine Hirnhautentzündung geworden war.

Es dauerte einige Tage, bis der Onkel aus seinem Koma erwachte, und ein paar Monate, bis er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, aber gesund wurde er nie mehr. Onkel Nûrî vergaß, und vergessen ist das Schlimmste, sagte der Vater. Wenn Onkel Nûrî zu Mittag gegessen hatte, konnte er sich eine Stunde später nicht mehr daran erinnern.

Kam der Vater von der Arbeit nach Hause, kam er wortlos zur Tür herein, anders als Leylas Mutter, die jedes Mal ein lautes *Ich bin wieder da* rief. Er hatte dann den Staub der Baustellen in seinen Haaren, auf seiner Haut, in seiner Kleidung. Er duschte und zog sich um, bevor er sich müde an den Küchentisch setzte und hastig aß.

Danach ging er in das Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Er guckte die Abendnachrichten in drei verschiedenen Sprachen. Er sagte, Leyla, hol mir die Sonnenblumenkerne aus der Küche, Leyla, hol mir ein Glas Wasser. Und Leyla ging in die Küche, holte die Sonnenblumenkerne und das Glas Wasser und durfte mitgucken, bis sie müde wurde und einschlief und die Mutter sie ins Bett trug. Eine Zeit lang versuchte die Mutter, feste Bettzeiten durchzusetzen, wie im Krankenhaus, wo alle Besuchszeiten klar geregelt waren und die Nachtruhe um neun begann. Die Mutter liebte klare Regelungen. Den Vater wiederum kümmerten sie nicht. Wenn die Mutter Nachtschicht hatte, durfte Leyla so viele Süßigkeiten essen, wie sie wollte. Der Vater ließ Leyla auch Cola trinken, kaufte ihr Döner und Chicken Nuggets. War die Mutter nicht da, schlief Leyla vor dem Fernseher ein.

An manchen Abenden aber blieb der Vater länger am Küchentisch sitzen. Er griff nach der Tüte mit den gesalzenen Sonnenblumenkernen, knackte sie zwischen seinen Zähnen, spuckte die

Schalen auf einen Teller. Die Schalen häuften sich, während der Vater sprach.

Auf eine Papierserviette malte er mit einem Kugelschreiber kleine Kreuze.

Die Kreuzchen sind Minen, sagte Leylas Vater. Es war, sagte er, immer nur ein Meter zwischen dem einen Tod und dem anderen. Alle Tode zusammen ergaben ein quadratisches Muster. Wer trittsicher war, konnte den Tod überlisten. Wer aber danebentrat, der verlor einen Arm, ein Bein, sein Leben.

Der Vater sagte, dass nachts oft Leute über die Grenze gingen. Sie hatten Familie und Freunde auf der anderen Seite und trieben Handel. Die Grenze war nah. Explodierte eine Mine, hörte man es im Dorf.

Es gab Personenminen und es gab Panzerminen, sagte der Vater. Die Panzerminen sahen aus wie Plastikteller. Einmal fand mein Nachbar so einen Teller. Er dachte, so etwas kann man immer gut gebrauchen, als Wassertränke für die Hühner zum Beispiel. Er hatte Glück, er hat nur eine Hand verloren.

Leyla dachte daran, wie sie noch im Sommer hinaus in die Felder gerannt war. Der Vater sagte zwar, die Minen seien vor Jahren entfernt worden. Aber was, dachte sie, wenn man auch nur eine einzige Mine vergessen hatte?

Es war, als hätte der Vater ein Buch im Kopf, das er nur aufzuschlagen brauchte, dachte Leyla. Sie musste ihm nur ein einziges Stichwort geben, solange er noch am Küchentisch saß und nicht schon ins Wohnzimmer gegangen war, und schon lachte der Vater auf, griff nach der Tüte mit den Sonnenblumenkernen und begann zu erzählen.

Erzähl mir die Geschichte von Aziz und den Hühnern, sagte Leyla.

Heute nicht mehr, sagte der Vater. Ich bin so müde von der Arbeit.

Bitte, sagte Leyla. Nur die eine.

Der Vater seufzte. Na gut, sagte er, nur die eine, aber danach ist Schluss, und ich mache es kurz.

Nur wenige im Dorf konnten Arabisch, fing der Vater an, stand auf, goss sich ein Glas Wasser ein, setzte sich wieder. Auch wenn er nur kurz sagte, Leyla wusste, dass es länger werden würde.

Eigentlich konnten nur die Jüngeren Arabisch, sagte der Vater, die, die eine Schule besucht hatten. Und unser Nachbar Aziz hatte wie meine Eltern nie eine Schule besucht.

Wie mein Vater hatte auch er ein kleines Radio, eines, das mit Batterien betrieben wurde und das er mit auf die Felder nahm oder wie mein Vater auf das Hausdach, weil dort der Empfang am besten war.

Alle paar Tage rief er mich zu sich, damit ich ihm die Abendnachrichten übersetzte. Er sagte seiner Frau, sie solle mir Tee und Kûlîçe bringen, weil er wusste, wie gern ich ihre Kekse aß. Für Kûlîçe war ich immer bereit zu übersetzen, sagte der Vater.

Es war der späte Sommer 1973. Ich war zwölf Jahre alt und ging schon in der Stadt zur Schule. Wenn ich frei hatte, spielte ich auf der Saz und träumte davon, eines Tages in Aleppo oder Damaskus zu studieren. Zwischen Israel und Syrien gab es Krieg.

Die Juden sind grausam, hatte der arabische Lehrer in der Schule gesagt. Sie ermorden Kinder. Mich interessierte das damals nicht, mir war noch nie ein Jude begegnet. Es gab zwar in Qamishlo eine jüdische Familie, aber die brachte ich nicht mit den Juden zusammen, von denen unser Lehrer ständig sprach. Die Juden in Qamishlo, das war die Familie Azra, sie sind dort bis heute Gewürzhändler. Du kennst sie, Leyla, wir kaufen bei ihnen ein, wenn wir in Qamishlo sind. An der Familie Azra war

nichts Besonderes. Ihre Gewürze schmeckten wie alle anderen auch.

Die Lage damals war angespannt, das spürte auch ich. Deshalb wollte Aziz, dass ich jeden Abend vorbeikam, um die Nachrichten zu übersetzen. Als ob er so Kontrolle über die Situation haben könnte, saß er wie ein Besessener ununterbrochen vor dem Radio und schaltete es nicht mehr aus, und ich musste übersetzen.

Nach ein paar Tagen hatte ich keine Lust mehr.

Es waren die großen Ferien. Meine Freunde verabredeten sich jeden Nachmittag hinter der Schule zum Fußballspielen und blieben dort, bis die Sonne unterging.

Und ich saß immerzu mit Aziz vor dem Radio. Im Radio redeten und redeten die Nachrichtensprecher, das Regime war so siegessicher, als ob der Krieg schon längst gewonnen wäre. Das ärgerte mich. Und auch Aziz ärgerte mich, wie er da in einem fort vor seinem Radio saß, unruhig und ängstlich wie ein Kind. Ich dachte nicht nach, als ich ihm übersetzte: Israel ist gerade in Syrien einmarschiert.

Aziz ließ die Gebetskette, deren Perlen er eben noch zwischen seinen Fingern hin- und hergeschoben hatte, aus der Hand fallen. Es war zu spät.

Was passiert jetzt, fragte er und sah mich erschrocken an.

Warte, sei still, sie reden noch, ich muss mich konzentrieren, sagte ich.

Mir fiel nichts ein.

Aziz wurde ungeduldig, nun sag schon, was sagen sie.

Mittlerweile war der Nachrichtensprecher beim Wetter angekommen.

Sie sind schon in Damaskus, sagte ich. Auf dem Weg haben sie die Schafe von siebzehn Hirten beschlagnahmt.

Aziz sah mich entsetzt an. Was nun, fragte er.